



Neue deutsche Wirtschaftsgeschichte des 20. Jahrhunderts

von

Prof. Dr. Mark Spoerer
Universität Regensburg

Prof. Dr. Jochen Streb
Universität Mannheim

Oldenbourg Verlag München

Lektorat: Dr. Stefan Giesen
Herstellung: Tina Bonertz
Titelbild: VW AG
Einbandgestaltung: hauser lacour

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.dnb.de> abrufbar.

Library of Congress Cataloging-in-Publication Data

A CIP catalog record for this book has been applied for at the Library of Congress.

Dieses Werk ist urheberrechtlich geschützt. Die dadurch begründeten Rechte, insbesondere die der Übersetzung, des Nachdrucks, des Vortrags, der Entnahme von Abbildungen und Tabellen, der Funksendung, der Mikroverfilmung oder der Vervielfältigung auf anderen Wegen und der Speicherung in Datenverarbeitungsanlagen, bleiben, auch bei nur auszugsweiser Verwertung, vorbehalten. Eine Vervielfältigung dieses Werkes oder von Teilen dieses Werkes ist auch im Einzelfall nur in den Grenzen der gesetzlichen Bestimmungen des Urheberrechtsgesetzes in der jeweils geltenden Fassung zulässig. Sie ist grundsätzlich vergütungspflichtig. Zuwiderhandlungen unterliegen den Strafbestimmungen des Urheberrechts.

© 2013 Oldenbourg Wissenschaftsverlag GmbH
Rosenheimer Straße 143, 81671 München, Deutschland
www.degruyter.com/oldenbourg
Ein Unternehmen von De Gruyter

Gedruckt in Deutschland

Dieses Papier ist alterungsbeständig nach DIN/ISO 9706.

ISBN 978-3-486-58392-2
eISBN 978-3-486-76656-1

Vorwort

Dieses Buch wurde durch unsere Erfahrungen in der Lehre motiviert. Studierende der Wirtschaftswissenschaften suchen nach anschaulichen Fallbeispielen, um daran den vermeintlich (oder tatsächlich) „trockenen“ Stoff ökonomischer Theorie besser verstehen zu können. Allerdings sind die meisten gängigen wirtschaftshistorischen Darstellungen stärker narrativ als analytisch angelegt und daher für Studierende an wirtschaftswissenschaftlichen Fakultäten weniger geeignet. Das Analytische fehlt oft auch kritisch denkenden Studierenden der Geschichtswissenschaft, die jedoch im Rahmen ihres Studiums normalerweise keine ökonomischen Kenntnisse erwerben und sich daher einen verständlichen Zugang zu den komplexen ökonomischen Theorien und Methoden wünschen. Diese „Quadratur des Kreises“ zwischen Ökonomik und Historie versuchen wir mit diesem Buch zu leisten.

Zu danken haben wir einigen Generationen von Studierenden, die in vielen Lehrveranstaltungen unseren Sinn für das, was ein gutes Lehrbuch zur Wirtschaftsgeschichte des 20. Jahrhunderts aufweisen sollte, geschärft haben. Dank gebührt auch unseren Lehrstuhlmitarbeitern, die in der Schlussphase das Manuskript kritisch kommentiert und noch so manchen Fehler entdeckt haben. Schließlich möchten wir uns bei Sabine und Ute bedanken, die (meistens) wohlwollend zur Verfügung standen, um mit uns bestimmte Inhalte und Konzepte dieses Buches ausführlich zu diskutieren – oder einfach mal sagten: „Für heute reicht’s“.

Inhaltsverzeichnis

Vorwort	V
A Einleitung	1
1 Fragestellungen und Methoden der Neuen Wirtschaftsgeschichte	1
1.1 Wirtschaftsgeschichte zwischen Geschichtswissenschaft und Wirtschaftswissenschaften	3
1.1.1 Eine kurze Geschichte der Wirtschaftsgeschichte.....	3
1.1.2 Methodenstreit	9
1.2 Chancen, Risiken und Grenzen quantitativer Methoden.....	14
1.3 Die Bedeutung kontrafaktischer Analysen für die (Wirtschafts-) Geschichte.....	20
2 Das kurze 20. Jahrhundert im Überblick	25
2.1 Wohlstandskonzepte und -messung	26
2.2 Der Wohlstand im 20. Jahrhundert im Überblick.....	29
B Mangelnde Masse: Die Weimarer Wirtschaft zwischen politischen Ansprüchen und ökonomischen Realitäten	33
3 Das Vermächtnis des Krieges: wirtschaftlicher Neuaufbau im Schatten von Inflation und Reparationsforderungen	33
3.1 Eigentumsordnung und Arbeitsbeziehungen.....	35
3.2 Die Zeit der Inflation: Verlauf, Ursachen und Überwindung.....	36
4 Wohlstand auf Pump: Die „Goldenen Zwanziger“	49
4.1 Die Weimarer Konjunktur zwischen Inflation und Krise.....	49
4.2 Innovationen, Rationalisierung und Wettbewerbsordnung	51
4.3 Deutschland in der Weltwirtschaft	68
4.3.1 Der Gold(devisen)standard	68
4.3.2 Außenhandel und Protektionismus	71
4.3.3 Reparationen	74

5	Wirtschaftlicher Niedergang, politischer Untergang: die Weltwirtschaftskrise und das Ende der Republik	83
5.1	Verlauf und Ursachen der Krise in Deutschland.....	84
5.2	Wirtschafts- und Sozialpolitik in der Krise.....	93
5.3	Wirtschaftskrise und Demokratie	97
C	Völkischer Interventionismus: Die Wirtschaft des Dritten Reichs zwischen nationalsozialistischer Utopie und ökonomischem Pragmatismus	101
6	Das deformierte „Wirtschaftswunder“ im Dritten Reich	103
6.1	Verlauf und Ursachen des Wiederaufschwungs.....	104
6.1.1	Die nationalsozialistische Antikrisenpolitik	104
6.1.2	Die Beurteilung der nationalsozialistischen Antikrisenpolitik.....	114
6.2	Die Landwirtschaft zwischen nationalsozialistischer Ideologie und Erzeugungsschlacht	123
6.2.1	Institutionelle Reformen in der Landwirtschaft.....	123
6.2.2	Analyse der landwirtschaftlichen Produktivität.....	128
6.3	Gesundheit und Konsum der „Volksgenossen“	134
6.3.1	Wohlstandskonzepte	135
6.3.2	Biologischer, materieller und virtueller Lebensstandard	143
7	Die nationalsozialistische Rüstungs- und Kriegswirtschaft	157
7.1	Der Vierjahresplan.....	157
7.2	Prinzipal-Agenten-Probleme	161
7.3	Der Aufbau der Rüstungskapazitäten	171
7.4	Das „Rüstungswunder“ im Zweiten Weltkrieg.....	179
7.5	Geschäft und Moral im Nationalsozialismus.....	192
7.6	Wer bezahlte den Krieg?.....	202
D	Kein Wunder: Die Rückkehr der Bundesrepublik auf den langfristigen Wachstumspfad	209
8	Wie der Phönix aus der Asche? Das westdeutsche „Wirtschaftswunder“	209
8.1	Nachkriegssituation	212
8.2	Wirtschaftswachstum und Beschäftigung.....	215
8.2.1	Empirie	218
8.2.2	Ursachenforschung	225
9	Rückkehr zur Normalität	235
9.1	Die Bundesrepublik in der Weltwirtschaft.....	235

9.1.1	Währung und Wechselkursregimes.....	235
9.1.2	Außenhandel und Europäische Integration.....	244
9.2	Die Wettbewerbsordnung.....	250
9.3	Wohlfahrtsstaat, Umverteilung und „Soziale Marktwirtschaft“.....	254
E	Ausblick	267
10	Perspektiven der Neuen Deutschen Wirtschaftsgeschichte	267
	Tabellen- und Abbildungsverzeichnis	273
	Literaturverzeichnis	277
	Stichwortverzeichnis	295

A Einleitung

1 Fragestellungen und Methoden der Neuen Wirtschaftsgeschichte

Überblicksdarstellungen zur Wirtschaftsgeschichte Deutschlands gibt es genug.¹ Warum also dieses Buch? Was ist neu an einer „Neuen Wirtschaftsgeschichte“ Deutschlands? Dieses Buch folgt einem grundlegend anderen Konzept als die bisher erschienenen Darstellungen zur deutschen Wirtschaftsgeschichte. Der Schwerpunkt wird nicht auf eine möglichst vollständige und intelligent verknüpfte Darstellung (wirtschafts-)historischer Fakten gesetzt. Vielmehr wird, in Anlehnung an eine Reihe amerikanischer Lehrbücher, besonderer Wert auf das Verstehen komplexer wirtschaftlicher Zusammenhänge in historischer Dimension gelegt.² Unsere Leser sollen davon überzeugt werden, dass schon durch die Anwendung verhältnismäßig einfacher mikro- und makroökonomischer Konzepte und Theorien auf historische Sachverhalte neue (wirtschafts-) historische Erkenntnisse erzielt werden können.

Dieser Ansatz folgt unserer Überzeugung, dass eine Historiographie, die beansprucht, wissenschaftlich zu sein („Geschichtswissenschaft“), nicht ohne Bezug zu den systematischen Wissenschaften sein kann. Wer sich fundiert mit Rechtsgeschichte auseinandersetzen möchte, muss zuvor zumindest Grundkenntnisse der Rechtswissenschaft erwerben. Wer Sozialgeschichte betreibt, muss willens sein, sich soziologische Konzepte – und seien es „nur“ Begrifflichkeiten – anzueignen. Und wer Wirtschaftsgeschichte betreiben will, sollte wirtschaftswissenschaftliche Konzepte beherrschen, also etwa bei Aussagen über den materiellen Le-

¹ Wir empfehlen als allgemeine Einführungen Christoph Buchheim (1997): *Einführung in die Wirtschaftsgeschichte*, München. Für das 19. Jahrhundert siehe zum Beispiel Christoph Buchheim (1994): *Industrielle Revolutionen*, München; Carsten Burhop (2011): *Wirtschaftsgeschichte des Kaiserreichs 1871-1918*, Stuttgart; und Toni Pierenkemper (2005): *Wirtschaftsgeschichte. Eine Einführung – oder: Wie wir reich wurden*, München/Wien. Das 20. Jahrhundert wird durch die folgenden Monographien abgedeckt: Heike Knortz (2010): *Wirtschaftsgeschichte der Weimarer Republik. Eine Einführung in Ökonomie und Gesellschaft der ersten Deutschen Republik*, Stuttgart; Adam Tooze (2008): *Ökonomie der Zerstörung: Die Geschichte der Wirtschaft im Nationalsozialismus*, München; Werner Abelshausen (2010): *Deutsche Wirtschaftsgeschichte. Von 1945 bis zur Gegenwart*, München; sowie aus Sicht von Ökonomen Herbert Giersch, Karl-Heinz Paqué und Holger Schmieding (1992): *The Fading Miracle. Four Decades of Market Economy in Germany*, Cambridge.

² Vgl. insb. Jeremy Atack und Peter Passell (1994): *A New Economic View of American History from Colonial Times to 1940*, 2. Aufl., New York u.a.

bensstandard die Zusammensetzung des dafür herangezogenen Bruttoinlandsprodukts kennen und bei Aussagen über die Lohnentwicklung Nominal- von Reallöhnen unterscheiden können. Unserer Auffassung nach bieten die Wirtschaftswissenschaften jedoch über reine Begrifflichkeiten hinaus mit ihren Theorien (Wenn-dann-Aussagen) differenzierte Analysekonzepte, die für eine (wirtschafts-) historische Fragestellung zu einer tieferen und damit letztlich erst befriedigenden Antwort führen können.

In diesem Sinne ist für uns ein Lehrbuch der (deutschen) Wirtschaftsgeschichte nicht einfach eine Geschichte der (deutschen) Wirtschaft. Es ist vor allem auch eine Darstellung der vielfältigen Anwendungsmöglichkeiten ökonomischer Theorien, die vielleicht gerade erst durch die Übertragung auf die historische Fragestellung ihr Image eines scheinbar trockenen und realitätsfernen Stoffs verlieren. In der konkreten Anwendung auf die historische Fragestellung sehen wir somit auch eine Möglichkeit, abstrakte Theorie an interessanter Materie zu veranschaulichen.

Das Anderssein dieses Buchs hat damit auch seinen Preis. Ein gewisses Vorverständnis oder zumindest Interesse an angewandter ökonomischer Theorie wird für die Lektüre vonnöten sein. Wir haben versucht, die ökonomischen Zusammenhänge so verständlich wie möglich darzustellen, um gerade auch interessierte Leser ohne wirtschaftswissenschaftliche Vorkenntnisse zum Weiterlesen zu ermutigen. Idealerweise, so hoffen wir, wird somit nicht nur in den Wirtschaftswissenschaften heimischen Lesern die deutsche Wirtschaftsgeschichte näher gebracht und die Möglichkeit geboten, theoretische Kenntnisse am historischen Beispiel zu vertiefen, sondern werden umgekehrt auch Historiker/innen in die Lage versetzt, sich quasi „spielend“ an der historischen Materie wirtschaftswissenschaftliches Basiswissen anzueignen.

Die inhaltlichen Schwerpunktsetzungen in diesem Buch orientieren sich an den vergleichsweise wenigen Vorarbeiten – etwa in Form von Fachaufsätzen – die im hier postulierten Sinne einer „Neuen deutschen Wirtschaftsgeschichte des 20. Jahrhunderts“ entsprechen *und* noch so einfach gehalten sind, dass man sie allgemeinverständlich in einem Lehrbuch aufbereiten kann. Dies hat zum einen zur Folge, dass wir relativ viele eigene Aufsätze in das Manuskript eingearbeitet haben. Zum anderen haben wir uns nach langen Diskussionen und entgegen des vielfachen Rats wohlmeinender Freunde und Kollegen dagegen entschieden, die Wirtschaftsgeschichte der DDR in diesen Band aufzunehmen. Die Ordnungspolitik der DDR schuf – anders als etwa die des nationalsozialistischen Deutschlands – vollkommen neue Institutionen, die von der längerfristigen pfadabhängigen Entwicklung des (west)deutschen Ordnungsrahmens fundamental abwichen.³ Einen entscheidenden Bruch stellte dabei sicherlich das Außerkraftsetzen des freien Preismechanismus dar: Den Preisen in der DDR kam kaum noch Lenkungsfunktion zu; sie reflektierten eben nicht und häufig auch nicht einmal mehr annäherungsweise relative Knappheiten der Güter oder Produktionsfaktoren. Auch im Westen und insbesondere im Dritten Reich waren (und sind) die Preise durch politische Einflussnahmen verzerrt – aber eben nicht auf Dauer und nicht fundamental, wie das in

³ Vgl. dazu kritisch Albrecht Ritschl (2005): Der späte Fluch des Dritten Reichs: Pfadabhängigkeiten in der Entstehung der bundesdeutschen Wirtschaftsordnung, in: *Perspektiven der Wirtschaftspolitik* 6, S. 151–170, sowie Mark Spoerer (2013): Das kurze Dritte Reich: Zur Frage der Kontinuität sozioökonomischer Strukturen zwischen der Weimarer Republik, dem Dritten Reich und der Bundesrepublik, erscheint in: Frank Schorkopf u.a. (Hg.): *Gestaltung der Freiheit: Regulierung von Wirtschaft zwischen historischer Prägung und Normierung*, Tübingen.

der DDR durchgängig der Fall war. Die von diesen fundamentalen Preisverzerrungen hervorgerufenen Anreiz- und Lenkungswirkungen, insbesondere aber die Rücktransformation der neuen Bundesländer in ein marktwirtschaftliches System, sind wichtige Untersuchungsfelder, die noch einer ausführlichen wirtschaftshistorischen Analyse bedürfen.⁴

Die Anwendung moderner sozialwissenschaftlicher Konzepte⁵ auf historische Sachverhalte stößt speziell unter Historikern nach wie vor – und seit der „kulturalistischen Wende“ der Geschichtswissenschaft sogar in zunehmendem Maße – auf grundsätzliche Vorbehalte. Um unsere Leser zu überzeugen, weshalb wir dies gleichwohl für legitim und sogar notwendig halten, möchten wir zunächst etwas weiter ausholen und auf die Geschichte der Wirtschaftsgeschichte eingehen.⁶

1.1 Wirtschaftsgeschichte zwischen Geschichtswissenschaft und Wirtschaftswissenschaften

1.1.1 Eine kurze Geschichte der Wirtschaftsgeschichte

Die Geschichtsschreibung hat sich zwar bis ins späte 19. Jahrhundert fast nur mit „großer“, d.h. vor allem politischer Geschichte beschäftigt, doch konnte auch diese nicht immer auf die Darstellung wirtschaftlicher Sachverhalte verzichten. In seinem im Jahr 1881 letztmalig vollständig überarbeiteten Manuskript der seit Sommersemester 1857 zunächst in Jena und dann in Berlin gehaltenen Vorlesung „Enzyklopädie und Methodologie der Geschichte“ widmete der Historiker Johann Gustav Droysen auch einen kurzen Abschnitt der Wirtschaftsgeschichte, die bei ihm noch unter dem Titel „Sphäre der Wohlfahrt“ firmierte. In diesem Abschnitt forderte Droysen seine Fachkollegen auf, sich nicht nur auf die politische Geschichte zu konzentrieren, sondern sich auch der Wirtschaftsgeschichte zuzuwenden, denn die Geschichtswissenschaft habe „hier Aufgaben zu lösen, welche nur die hartnäckige Verblendung, dass nur der Staat die Geschichte angehe, hat übersehen und versäumen können.“⁷

Spezifisch wirtschaftshistorische Fragen sind jedoch zunächst vor allem von den ökonomischen Klassikern in der Frühzeit der Nationalökonomik⁸ aufgeworfen worden. Für Adam Smith, den Urvater der liberalen Ökonomik als wissenschaftlicher Disziplin, war es noch

⁴ Eine empfehlenswerte Darstellung der DDR-Wirtschaftsgeschichte ist: André Steiner (2007): *Von Plan zu Plan. Eine Wirtschaftsgeschichte der DDR*, 2. Aufl., Berlin. Vgl. auch André Steiner (Hg.) (2006): *Überholen ohne einzuholen. Die DDR-Wirtschaft als Fußnote der deutschen Geschichte?*, Berlin. Interessant zur Rücktransformation ist Karl-Heinz Paqué (2009): *Die Bilanz. Eine wirtschaftliche Analyse der Deutschen Einheit*, München.

⁵ Wir verstehen unter Sozialwissenschaften den Oberbegriff für Wissenschaften, die sich mit der sozialen Interaktion von Menschen auseinandersetzen, also insbesondere die Wirtschaftswissenschaften, die Soziologie und die Politikwissenschaft.

⁶ Präziser müssten wir hier und im Folgenden statt von „Wirtschaftsgeschichte“ von „Wirtschaftsgeschichtsschreibung“ oder „Wirtschaftshistoriographie“ sprechen.

⁷ Johann Gustav Droysen (1974 [1875]): *Historik*, unveränderter Nachdruck der siebten Auflage von 1937, Darmstadt, S. 247.

⁸ Wir folgen der Konvention, unter Ökonomik die Wissenschaft zu verstehen, die sich mit der Ökonomie befasst.

selbstverständlich, (wirtschafts-) historische Beispiele als empirische Fundierung seiner Thesen heranzuziehen.⁹ Die Ausdifferenzierung der Nationalökonomik im Verlaufe des 19. und 20. Jahrhunderts bewirkte jedoch eine Zweiteilung des Faches, die sich bis heute auf die akademische Verortung der Wirtschaftsgeschichte auswirkt.

David Ricardo und andere Klassiker begannen zunehmend Hypothesen über wirtschaftliche Zusammenhänge aufzustellen, die den Anspruch hatten, beim Vorliegen bestimmter Ausgangsbedingungen zwingend in eine bestimmte Schlussfolgerung zu münden, und dies zeitinvariant. Ein Beispiel etwa wäre Ricardos Theorem der komparativen Kostenvorteile.¹⁰ Ricardo ging von einem abstrakten Fall aus, in dem zwei verschiedene Länder bei zunächst vollständiger Autarkie jeweils zwei Produkte herstellen, dafür aber in unterschiedlichem Maße Produktionsfaktoren (Arbeit und Kapital) aufwenden müssen. Nehmen wir beispielsweise an, dass England sowohl Maschinen als auch Tuch absolut günstiger herstellen kann als Portugal, Englands komparativer Vorteil im Maschinenbau jedoch größer ist als im Textilgewerbe. Sobald diese beiden Länder miteinander zu handeln beginnen, wird sich England deshalb auf die Produktion von Maschinen konzentrieren.¹¹ Obwohl Portugal auch in der Tuchproduktion einen absoluten Kostennachteil gegenüber England aufweist, also mehr an Arbeit und Kapital für die Erzeugung einer Mengeneinheit Tuch aufwenden muss, lohnt es sich für beide Länder trotzdem, wenn Portugal im Rahmen dieser internationalen Arbeitsteilung Tuch produziert und dieses im Austausch gegen Maschinenimporte nach England exportiert. Beide Länder produzieren (und konsumieren) nun zusammen sowohl mehr Maschinen als auch mehr Tuch. Dies ist keine Zauberei, sondern die Folge von Arbeitsteilung. Die große wissenschaftliche Leistung Ricardos bestand darin zu zeigen, dass sowohl fortschrittliche als auch rückständige Länder von einer durch freien Außenhandel ermöglichten internationalen Spezialisierung profitieren können.

Derartige Wenn-dann-Beziehungen werden nach Überzeugung der Klassiker immer dann gültig sein, wenn die im Modell durch Annahmen konkretisierten Ausgangsbedingungen gegeben sind. Damit ist für die Aussagen der Klassik die Zeitdimension uninteressant; der von Ricardo konstruierte Zusammenhang ist zeitinvariant, das heißt er gilt im Prinzip für das antike Rom ebenso wie für das industrialisierte England des 19. Jahrhunderts und die (zweite) Globalisierung des späten 20. Jahrhunderts. Zu überprüfen ist natürlich stets, ob die Ausgangsbedingungen auch tatsächlich im konkreten historischen Kontext erfüllt sind.

In ihrer Weiterentwicklung durchlief dieser Zweig der Nationalökonomik eine immer weitere Formalisierung und Abstraktion. Ob keynesianisch, monetaristisch oder neoklassisch, alle führenden Zweige der modernen Ökonomik beanspruchen bei aller Gegensätzlichkeit im Detail, dass ihre Kausalaussagen zeitinvariant sind.

Im Gegensatz zu dieser Denkrichtung stand die – heute praktisch ausgestorbene – Historische Schule der Nationalökonomik, die vor allem in Deutschland entwickelt wurde und dort besonders lange einflussreich war. Für die Historische Schule war die Nationalökonomik vor allem ein Verfahren, historische Gesetzmäßigkeiten der wirtschaftlichen Entwicklung zu identifizieren. Ein früher, wenn auch wenig typischer Vertreter dieser Richtung war Karl

⁹ Vgl. Adam Smith (1776): *An Inquiry into the Nature and Causes of the Wealth of Nations*, London.

¹⁰ Vgl. David Ricardo (1817): *Principles of Political Economy and Taxation*, London.

¹¹ Diese eindeutige Schlussfolgerung gilt unter der Annahme, dass weder Arbeit noch Kapital von einem Land in das andere wandern können.

Marx. Im Unterschied zu späteren Protagonisten der Historischen Schule versuchte er, die Aussagen der klassischen Ökonomik in sein Gedankengebäude zu integrieren.

Die explizite Opposition der Historischen Schule gegen den Allgemeingültigkeitsanspruch der Klassiker verdeutlichte ihr wohl bekanntester Vertreter Gustav Schmoller in seiner Antrittsvorlesung als Rektor der Königlichen Friedrich-Wilhelms-Universität zu Berlin am 15. Oktober 1897, in der er die Realitätsferne sowohl der liberalen als auch der sozialistischen Nationalökonomik kritisierte:

„Beide Richtungen glauben aus einer abstracten Menschennatur heraus ein vollendetes objectives System der heutigen Volkswirtschaft construieren zu können. [...] Beide wollen mit einem Sprung, ohne gehörige Detailforschung, ohne rechte psychologische Grundlage, ohne umfassende rechts- und wirtschaftsgeschichtliche Vorstudien, die letzte endgültige volkswirtschaftliche Wahrheit erhaschen und nach ihr die Welt, die Menschen, die Staaten meistern.“¹²

In dezidierter Abkehr von dieser Vorgehensweise rückte Schmoller die deskriptive Statistik und die Wirtschaftsgeschichte in das Zentrum wirtschaftswissenschaftlicher Forschung und Theoriebildung:

„Die Statistik hat mit der Bevölkerungslehre und der statistischen Unterbauung der wichtigsten volkswirtschaftlichen Lehren ein Heer von voreiligen Generalisationen und verschwommenen Vorstellungen beseitigt. Sie wurde das Haupthilfsmittel einer streng wissenschaftlichen descriptiven Volkswirtschaftslehre. Die Fortschritte der Philologie und der Geschichte, die Ausbildung der kritischen Methoden in diesen Wissenschaften mussten die Wirtschaftsgeschichte erzeugen und gaben den theoretischen Erwägungen der einzelnen Lehren erst einen reichen, vielseitigen, gut gesicherten Erfahrungsstoff als Grundlage.“¹³

In ihrer Geburtsstunde als eigenständige Wissenschaftsdisziplin in Deutschland war die Wirtschaftsgeschichte kein mehr oder minder weit entfernter Verwandter oder Nachbar der Ökonomik, sondern galt stattdessen als wesentlicher Bestandteil und unverzichtbare Grundlage wirtschaftswissenschaftlicher Forschung. Unbeschadet der Tatsache, dass die Historische Schule, zumindest in ihrer extremen Ausprägung, ein vor allem deutsches Phänomen war, besaß ihr Leitmotiv, historisch-empirische Fakten stärker als zuvor als Ausgangsbasis und als Maßstab ökonomischer Theorien zu verwenden, internationale Strahlkraft. In Harvard wurde im Jahr 1892 der vermutlich weltweit erste Lehrstuhl für Wirtschaftsgeschichte eingerichtet.¹⁴

In der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts erlebte die formale Wirtschaftstheorie mit der Ausarbeitung der Allgemeinen Gleichgewichtstheorie von Léon Walras durch Maurice Allais, Kenneth Arrow und Gérard Debreu und des durch John Maynard Keynes begründeten Keynesianismus durch John Hicks und Paul A. Samuelson einen fulminanten Aufschwung. Dabei

¹² Gustav Schmoller (1897): *Wechselnde Theorien und feststehende Wahrheiten im Gebiete der Staats- und Socialwissenschaften und die heutige deutsche Volkswirtschaftslehre. Rede bei Antritt des Rectorats gehalten in der Aula der Königlichen Friedrich-Wilhelms-Universität am 15. October 1897*, Berlin, S. 6.

¹³ Ebda., S. 10.

¹⁴ Vgl. Richard Tilly (1996): *Wirtschaftsgeschichte als Disziplin*, in: Gerold Ambrosius, Dietmar Petzina und Werner Plumpe (Hg.): *Moderne Wirtschaftsgeschichte: Eine Einführung für Historiker und Ökonomen*, 1. Aufl., München, S. 11–26, hier S. 12.

ergab sich gerade im Fall der Allgemeinen Gleichgewichtstheorie die unbestreitbare Ästhetik und Eleganz des Modells aus dem hohen Grad der Abstraktion. Wirtschaftende Menschen wurden auf gesichtslose Nutzen- und Gewinnmaximierer reduziert und die Vielfalt denkbarer gesellschaftlicher Rahmenbedingungen einer Volkswirtschaft durch einige wenige ahistorische Annahmen ersetzt. In der Folgezeit übten diese neuen mathematisch-abstrakten Modelle eine große Anziehungskraft auf junge Wirtschaftswissenschaftler aus und rückten damit unweigerlich die Wirtschaftshistoriker, die unbeirrt darauf beharrten, wirtschaftliche Akteure als Menschen mit komplexen Motiven in spezifischen historischen Situationen zu analysieren, immer weiter an den Rand der ökonomischen Wissenschaft.

Ende der 1950er Jahre reagierte ein Teil der Wirtschaftshistoriker in den Vereinigten Staaten auf die zunehmende Auseinanderentwicklung von Wirtschaftstheorie und Wirtschaftsgeschichte mit einer methodischen Umgestaltung des Fachs – es entstand, was man bald *New Economic History* oder auch *Historical Economics* nennen sollte. Der methodische Ansatz dieser „Neuen Wirtschaftsgeschichte“ besteht darin, moderne wirtschaftstheoretische Modelle auf historische Fragestellungen anzuwenden. Dabei setzte man schon früh auf den Einsatz induktiver statistischer Methoden – die Cliometrie war geboren (nach Clío, der Muse der Geschichte, und Metrik, der Kunst des Messens).

Die erste „cliometrische“ Arbeit setzte hier bereits Maßstäbe: Im Jahr 1957 veröffentlichten Alfred H. Conrad und John R. Meyer in der renommierten ökonomischen Fachzeitschrift *Journal of Political Economy* einen Aufsatz, in dem sie die Entscheidung von Plantagenbesitzern über den Kauf und die Aufzucht von Sklaven als betriebswirtschaftliches Investitionsproblem modellierten.¹⁵ Sie unterstellten, dass auf funktionierenden Sklavenmärkten der Preis eines Sklaven dem Gegenwartswert der zukünftigen Einnahmeüberschüsse entsprach, die seine Tätigkeit dem Sklavenhalter einbringen würde, und kamen aufbauend auf dieser Annahme zu dem Ergebnis, dass die Sklaverei in den Südstaaten Mitte des 19. Jahrhunderts unabhängig von moralischen Erwägungen profitabel war. Dies widersprach der zu diesem Zeitpunkt vorherrschenden Auffassung der amerikanischen Wirtschaftsgeschichtsschreibung, dass Sklavenarbeit weniger einträglich als Lohnarbeit war und deshalb im Zeitablauf zwangsläufig und auch ohne den Amerikanischen Bürgerkrieg verschwunden wäre. Über die wirtschaftshistorische Erkenntnis der Profitabilität von Sklaverei hinaus trug diese Studie also mit einem neuen Argument dazu bei, die Legitimität des Bürgerkriegs neu zu gewichten.

In Deutschland vollzogen sich die gerade beschriebenen Entwicklungen von formaler Wirtschaftstheorie und Wirtschaftsgeschichte mit teilweise großer Verzögerung. Zunächst verhinderte die Herrschaft der Nationalsozialisten die Rezeption der formalen Wirtschaftstheorie. In einer Pervertierung der Konzeption der Historischen Schule forderten die Machthaber, dass sich auch die deutsche Volkswirtschaftslehre in ihren Erkenntniszielen fortan primär von den Bedürfnissen des nationalsozialistischen Staats leiten lassen sollte. In den 1936 veröffentlichten „Zwölf Thesen zu einer neuen Wirtschaftswissenschaft“ von Ottokar Lorenz heißt es unter anderem:

„Wirtschaft ist nicht zu verstehen als eigengesetzliches Geschehen zwischen Einzelnen. Es gibt keine Gesetze der Wirtschaft, sondern nur naturgesetzliche Voraussetzungen allen Wirtschaftens [...]. Darüber hinaus gibt es in bestimmten Gemeinschaften

¹⁵ Vgl. Alfred H. Conrad und John R. Meyer (1958): The Economics of Slavery in the Antebellum South, in: *Journal of Political Economy* 66, S. 95–130.

jeweils eine gewisse Gleichmäßigkeit wirtschaftlichen Verhaltens, deren innere Voraussetzung im Charakter der betreffenden Gemeinschaft, in gleicher Veranlagung und Erziehung der in ihr wirtschaftenden Menschen liegt, während gleiche wirtschaftliche Bedingungen nur die äußere Voraussetzung bilden. [...] Demnach sind der nationale und der sozialistische Gedanke der Volkswirtschaft immanent. Volkswirtschaftslehre kann nur national und sozialistisch werten.¹⁶

Viele deutsche Wirtschaftswissenschaftler reagierten auf diesen Versuch der methodischen Gleichschaltung der Volkswirtschaftslehre durch äußere oder zumindest innere Emigration.¹⁷

Derart in ihrer Weiterentwicklung für mehr als ein Jahrzehnt behindert, durchlief die deutsche Volkswirtschaftslehre in den Nachkriegsjahren einen Aufholprozess, der insbesondere durch mit Geldern der Rockefeller Foundation finanzierten Studienaufenthalten deutscher Nachwuchsökonominnen an amerikanischen Universitäten voran getrieben wurde.¹⁸ Dieser „Amerikanisierung“ der deutschen Volkswirtschaftslehre folgte die deutsche Wirtschaftsgeschichte durch eine entsprechende Übernahme der Methoden der Neuen Wirtschaftsgeschichte jedoch nicht. Cliometrische Forschungsprojekte und Veröffentlichungen blieben in der Bundesrepublik für mehrere Jahrzehnte die seltene Ausnahme von der Regel.¹⁹

In einem 1986 erschienenen Aufsatz versuchte Rolf Dumke, die Berührungängste der deutschen Wirtschaftsgeschichte gegenüber der Cliometrie zu erklären.²⁰ Seiner Auffassung nach entschieden sich die deutschen Wirtschaftshistoriker, vor die Wahl zwischen einer Annäherung an die Wirtschaftswissenschaft oder an die Geschichtswissenschaft gestellt, in ihrer überwiegenden Mehrheit für die zweite Alternative. Der Preis für den Eintritt in die Historikerzunft war der Verzicht auf die Verwendung moderner ökonomischer Theorien und statistischer Methoden und damit die zunehmende Entfremdung von den ökonomischen Kollegen, die Wirtschaftshistoriker in Forschungsdiskursen immer weniger als gleichberechtigte Partner akzeptierten. Aus heutiger Sicht lässt sich feststellen, dass die Geschichtswissenschaft den Wirtschaftshistorikern ihr Entgegenkommen nicht dankte. Denn spätestens seit der „kulturalistischen Wende“ der Geschichtswissenschaft in den 1980er Jahren gesellte sich zur Skepsis der Historiker gegenüber der Anwendbarkeit wirtschaftswissenschaftlicher Methoden nun sogar auch weitgehendes Desinteresse an wirtschaftshistorischen Fragen überhaupt, obwohl Wirtschaftskrisen seit dem ersten Ölpreisschock 1973 und dem etwa zeitgleich stattfindenden dauerhaften Rückgang des Wirtschaftswachstums auf ein niedrigeres Durchschnittsniveau fast permanent ein zentrales Thema im öffentlichen Diskurs waren.

¹⁶ Ottokar Lorenz (1936): *Um eine neue Wirtschaftswissenschaft*, Berlin, S. 40, 42.

¹⁷ Vgl. Harald Hagemann und Claus-Dieter Krohn (Hg.) (1999): *Biographisches Handbuch der deutschsprachigen wirtschaftswissenschaftlichen Emigration nach 1933*, 2 Bde., München.

¹⁸ Vgl. Jan-Otmar Hesse (2010): *Wirtschaft als Wissenschaft. Die Volkswirtschaftslehre in der frühen Bundesrepublik*, Frankfurt a.M.

¹⁹ Der Pionier in Deutschland war der Amerikaner Richard H. Tilly, der 1966 den Lehrstuhl für Wirtschaftsgeschichte an der Universität Münster übernahm und bis 1997 innehatte. Aus seiner „Schule“ gingen Wirtschaftshistoriker wie Rolf Dumke, Rainer Fremdling, Carl-Ludwig Holtfrenrich und Toni Pierenkemper hervor.

²⁰ Vgl. Rolf H. Dumke (1986): Clio's Climacteric? Betrachtungen über Stand und Entwicklungstendenzen der Cliometrischen Wirtschaftsgeschichte, in: *Vierteljahrschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte* 73, S. 457–487.

Erst in den 1980er Jahren begannen sich an wirtschaftswissenschaftlichen Fakultäten ausgebildete Nachwuchswirtschaftshistoriker verstärkt an den Arbeiten der *New Economic History* zu orientieren und Ökonometrie sowie moderne makro- und mikroökonomische Theorie als Werkzeuge für ihre Forschung regelmäßig zu nutzen. Diese verspätete „Amerikanisierung“ eines Teils der deutschen Wirtschaftsgeschichte vertiefte seither aber den methodischen Graben innerhalb des Fachs. Auf der einen Seite verschrieben sich primär ökonomisch ausgebildete Wirtschaftshistoriker zunehmend der Verwendung wirtschaftstheoretischer Konzepte und ökonometrischer Methoden, auf der anderen Seite verharrten vorrangig historisch geschulte Wirtschaftshistoriker in großer Skepsis gegenüber einer aus ihrer Sicht simplifizierenden, auf quantitative Untersuchungen eingeschränkten und mit Theorie überfrachteten Wirtschaftsgeschichtsschreibung.

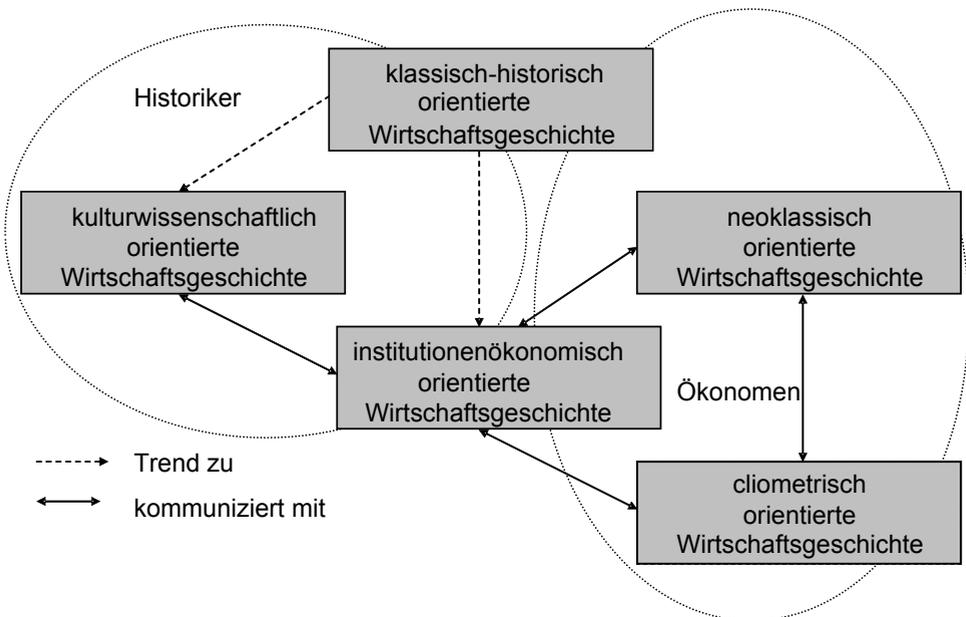


Abbildung 1.1: Methodische Ansätze der Wirtschaftsgeschichtsschreibung

Anm.: Eigene Darstellung.

Diese Kluft ist seit den 1990er Jahren nur vordergründig durch das Aufkommen der „Neuen Institutionenökonomik“ gemindert worden, die durch ihre explizite Berücksichtigung der spezifischen formellen und informellen Regeln von historischen und aktuellen Gesellschaften den Historikern insoweit entgegenkommt, als sie explizit anerkennt, dass Wirtschaftsprozesse von den konkreten gesellschaftlichen Rahmenbedingungen maßgeblich beeinflusst

werden.²¹ Hinter der Oberfläche der scheinbar leicht zugänglichen Kernaussagen der „Neuen Institutionenökonomik“ verbergen sich jedoch erneut, wie zum Beispiel in der Prinzipal-Agenten-Theorie, komplexe und abstrakte Modelle, die ohne grundlegendes ökonomisches Fachwissen nur schwer nachzuvollziehen und für die eigene Arbeit zu operationalisieren sind.

Einen zusammenfassenden Überblick über die verschiedenen Schulen der deutschen Wirtschaftsgeschichtsschreibung vermittelt Abbildung 1.1. Die ursprüngliche Zweiteilung des Faches in eine klassisch-historisch orientierte und eine neoklassisch orientierte Wirtschaftsgeschichte hat sich in den letzten beiden Jahrzehnten zu einem Gegensatz zwischen der kulturwissenschaftlich orientierten Wirtschaftsgeschichte und der cliometrisch orientierten Wirtschaftsgeschichte verschärft. Eine Brückenfunktion zwischen diesen beiden Positionen nimmt die institutionenökonomisch orientierte Wirtschaftsgeschichte ein.

Wir wollen unseren Lesern nicht vorenthalten, dass wir uns eher der ökonomischen Seite der Wirtschaftsgeschichtsschreibung zuordnen würden oder doch zumindest Sympathien für ihren stärker analytischen Ansatz hegen. Gleichwohl liegt uns sehr daran, durch eine ausführliche Erläuterung der in diesem Buch verwendeten ökonomischen Konzepte auch (Kultur-)Historiker anzusprechen. Darüber hinaus ist dieses Buch mit der Absicht geschrieben, für eine Wiederannäherung der Wirtschaftsgeschichte an die Wirtschaftswissenschaften zu werben. Eine solche Wiederannäherung wird auch von theoretischen Ökonomen durchaus gewünscht. Paul A. Samuelson, einer der einflussreichsten keynesianischen und stets formal-abstrakt argumentierenden Ökonomen antwortete im Juni 2009 auf die Frage, was er jungen Nachwuchsökonomem empfehlen könne:

“Well, I’d say, and this is probably a change from what I would have said when I was younger: Have a very healthy respect for the study of economic history, because that’s the raw material out of which any of your conjectures or testings will come. And I think the recent period has illustrated that.”²²

Unser Plädoyer für die Wiederannäherung an die Wirtschaftswissenschaften sollte dabei nicht missverstanden werden. Die kurze Geschichte der Wirtschaftsgeschichte hat gezeigt, dass die Wirtschaftsgeschichte im Spannungsfeld der doch so unterschiedlichen Disziplinen Wirtschaftswissenschaft und Geschichtswissenschaft kein dauerhaftes und behagliches Gleichgewicht finden kann, sondern seinen Standort immer wieder neu hinterfragen und bestimmen muss. Das ist kein Unglück, sondern eher einer der wichtigsten Gründe, warum wir mit Begeisterung Wirtschaftsgeschichte betreiben.

1.1.2 Methodenstreit

Unsere kurze Geschichte der Wirtschaftsgeschichte sollte auch den übergeordneten methodischen Grundkonflikt zwischen den Wirtschaftswissenschaften und dem heutigen Mainstream

²¹ Vgl. Grundlegend Douglass C. North (1981): *Structure and Change in Economic History*, New York; ders. (1990): *Institutions, Institutional Change and Economic Performance*, Cambridge (Mass.). Die meisten Bücher von North sind ins Deutsche übersetzt worden.

²² *The Atlantic*, 18. Juni 2009 (<http://www.theatlantic.com/politics/archive/2009/06/an-interview-with-paul-samuelson-part-two/19627/>). Paul A. Samuelson (1915–2009) erhielt im Jahr 1970 den Nobelpreis für Wirtschaftswissenschaften für seinen Beitrag zur Erhöhung des theoretischen und methodologischen Niveaus der wirtschaftswissenschaftlichen Analyse.

der Geschichtswissenschaft verdeutlicht haben. Wirtschaftswissenschaftler versuchen durch die Formulierung abstrakter Theorien, zeit- und gesellschaftsunabhängige ökonomische Strukturen sichtbar zu machen. Sie interessiert, wie Menschen in ökonomischen Situationen auf Dauer und im Durchschnitt handeln. Der Ökonom John Hicks formulierte in seiner im Jahr 1969 erschienenen Theorie (!) der Wirtschaftsgeschichte:

“Every historical event has some aspect in which it is unique; but nearly always there are other aspects in which it is a member of a group, often a quite large group. If it is one of the latter aspects in which we are interested, it will be the group, not the individual, on which we shall fix our attention; it will be the average, or norm, of the group which is what we shall be trying to explain. We shall be able to allow that the individual may diverge from the norm without being deterred from the recognition of a statistical uniformity.”²³

Diese Sichtweise ist weitgehend konform mit einer Ausprägung der Sozialgeschichtsschreibung, wie sie vor allem in den 1960er und 1970er Jahren Historiker wie Hans-Ulrich Wehler und Jürgen Kocka unter dem Label „Historische Sozialwissenschaft“ vertreten haben.²⁴ Doch mit dem Paradigmenwechsel von der Sozialgeschichte zur Kulturgeschichte ist dieses Band gerissen. Heute begreifen viele kulturwissenschaftlich inspirierte Historiker den einzelnen Menschen wieder als zeitgebunden und einzigartig und trachten danach, seine Absichten und sein Handeln durch Einfühlen in seine komplexen historischen Lebensbedingungen zu verstehen. War die Historische Sozialwissenschaft ganz wie die *New Economic History* an Durchschnittswerten und generalisierbaren Aussagen interessiert, so zählen für Kulturhistoriker ganz andere Kategorien: Mentalitäten, Sinnkonstruktionen, Symbole, Rituale.²⁵

Dieser methodische Gegensatz kann anhand eines einfachen Beispiels verdeutlicht werden. Unternehmenshistorische Untersuchungen widmen sich häufig ausführlich der Analyse der komplexen Handlungsmotive einer historischen Unternehmerpersönlichkeit. Sie weisen nach, dass Unternehmer bei Weitem nicht nur von rationalem Gewinnstreben, sondern mindestens ebenso sehr von politischen, religiösen oder moralischen Überzeugungen getrieben werden. Die aus diesem durchaus richtigen Befund abgeleitete Kritik an der Wirtschaftstheorie, mit ihrem Festhalten an dem einen Motiv Gewinnmaximierung Unternehmerverhalten grundsätzlich misszuverstehen, läuft gleichwohl ins Leere.

Schon 1950 erläutert der Ökonom Armen Alchian in einem Aufsatz, warum es sinnvoll ist, in wirtschaftswissenschaftlichen Theorien von Gewinnmaximierung auszugehen, obwohl jedermann weiß, dass Unternehmer unabhängig von ihrer Motivation aufgrund unzureichender Information eigentlich gar nicht erst in der Lage sind, sich optimal gewinnmaximierend zu verhalten. Alchian argumentiert in einer für evolutionstheoretische Ansätze durchaus typi-

²³ John Hicks (1969): *A Theory of Economic History*, London u.a., S. 3. John R. Hicks (1904–1989) wurde im Jahr 1972 für seine Arbeiten zur allgemeinen Gleichgewichtstheorie und zur Wohlfahrtsökonomie mit dem Nobelpreis für Wirtschaftswissenschaften geehrt.

²⁴ Vgl. etwa die von Hans-Ulrich Wehler herausgegebenen Sammelbände *Moderne deutsche Sozialgeschichte*, 1. Aufl., Köln 1966, und *Geschichte und Ökonomie*, Köln 1973, in denen auch Vertreter der *New Economic History* zu Wort kamen.

²⁵ Vgl. z.B. Ute Daniel (2001): *Kompendium Kulturgeschichte: Theorien, Praxis, Schlüsselwörter*, Frankfurt a.M. Nur am Rande sei vermerkt, dass auch die Fokussierung auf solche Kategorien keineswegs einen generalisierenden und quantifizierenden Zugang ausschließt, wie die moderne Soziologie eindringlich zeigt.

schen quasi-tautologischen Logik, dass im längerfristigen Wettbewerbsprozess nur diejenigen Unternehmen überleben und prosperieren werden, deren Entscheidungsträger unabhängig von ihren tatsächlichen Absichten sich de facto so verhalten haben, dass ihr jeweiliges Unternehmen einen positiven und vergleichsweise hohen Gewinn erwirtschaftete. Aus diesem Grund könnten Modelle, die das Verhalten von Unternehmern auf Dauer und im Durchschnitt erklären wollen, erfolgreich mit der im Einzelfall durchaus unrealistischen Annahme der Gewinnmaximierung operieren.²⁶

Wo positioniert sich dieses Lehrbuch in diesem Methodenstreit? Wir sind der Auffassung, dass das wirtschaftliche Verhalten von Menschen, sei es in ihrer Rolle als Unternehmer, Arbeiter, Haushaltsmitglieder oder auch Politiker, und die ökonomischen Konsequenzen dieses Verhaltens auch in der historischen Realität „auf Dauer und im Durchschnitt“ mit Hilfe von wirtschaftswissenschaftlichen Theorien erklärt werden können. Insbesondere werden die gesellschaftlichen und politischen Handlungsspielräume der Menschen, welche konkreten und persönlichen Absichten sie auch immer verfolgen, durch ökonomische Sachzwänge erheblich eingeschränkt. Allerdings sind wir auch der Meinung, dass in bestimmten historischen Schlüsselsituationen das einzelne Individuum den Gang der zukünftigen Wirtschaftsgeschichte entscheidend beeinflussen kann. Ähnlich wie in der Chaostheorie der sprichwörtliche Flügelschlag eines Schmetterlings die Ursache für einen späteren Wirbelsturm sein kann, mag an Verzweigungen potentieller wirtschaftlicher und gesellschaftlicher Entwicklungslinien der Einzelne oder eine bestimmte gesellschaftliche Gruppe die Macht besitzen, dem Gang der Ereignisse gemäß seiner oder ihrer eigenen, auch außerökonomischen Motive auf Dauer eine bestimmte, irreversible Richtung zu geben. Natürlich spielten Bismarck, Hitler und Erhard eine entscheidende Rolle in der deutschen Wirtschaftsgeschichte. Die Erklärungsanteile von sozioökonomischen Strukturen und historischer Kontingenz in derartigen Schlüsselsituationen auszuloten, ist und bleibt eine der wichtigsten Aufgaben der (Neuen) Wirtschaftsgeschichte.

Kontingenz

Unter Kontingenz versteht man die grundsätzliche Vereinbarkeit von Kausalität und Offenheit in der Geschichte. Viele historische Ereignisse lassen sich auf strukturelle Ursachen zurückführen, doch sind dies keine naturwissenschaftlich exakten Wenn-dann-Beziehungen, sondern eher unscharfe Kausalbeziehungen. Auch wenn das Ansteigen von Lebensmittelpreisen einen Aufstand der hungernden Bevölkerung wahrscheinlicher macht, so muss häufig ein kontingentes (im Sinne von: zufällig) Ereignis hinzutreten, das dann den Funken tatsächlich überspringen lässt.²⁷

In diesem Zusammenhang spielt der Begriff der Pfadabhängigkeit eine wichtige Rolle. Er verbindet die ökonomische Idee von der Existenz zeitunabhängiger wirtschaftlicher Zusammenhänge und die geschichtswissenschaftliche Vorstellung von der Einzigartigkeit bestimmter historischer Konstellationen zu einem wichtigen interdisziplinären Konzept der Neuen Wirtschaftsgeschichte. Das von dem amerikanischen Wirtschaftshistoriker Paul David einge-

²⁶ Vgl. Armen A. Alchian (1950): Uncertainty, Evolution, and Economic Theory, in: *Journal of Political Economy* 58, S. 211–221.

²⁷ Vgl. Chris Lorenz (1997): *Konstruktion der Vergangenheit. Eine Einführung in die Geschichtstheorie*, Köln u.a., S. 93f.

fürte Musterbeispiel für die Pfadabhängigkeit ökonomischer Entwicklungsprozesse ist die bis heute gebräuchliche Schreibmaschinentastatur QWERTY in den Vereinigten Staaten (beziehungsweise QWERTZ in Deutschland).²⁸ Ein erheblicher technischer Mangel der ersten Schreibmaschinen war, dass sich ihre Typenhebel oftmals verhakten und dadurch zu einem ungewollten Mehrfachanschlag eines Buchstabens führten. Der amerikanische Erfinder Christopher Latham Sholes versuchte deshalb in den späten sechziger Jahren des 19. Jahrhunderts diejenige Anordnung der Typenhebel herauszufinden, welche die Häufigkeit dieser Funktionsstörung minimierte. Das Ergebnis dieses „Trial- and Error“-Prozesses findet sich noch heute auf jeder amerikanischen Computertastatur und wird anhand der ersten sechs Buchstaben der obersten Reihe als QWERTY bezeichnet.

QWERTY mochte in diesen Anfangsjahren das Problem der sich verhakenden Typenhebel tatsächlich gut gelöst haben, war und ist aber in keiner Weise auf die ergonomischen Bedürfnisse der Maschinenschreiber ausgerichtet. Spätestens nach Einführung des Typenrades hätte es daher nahe gelegen, zu einer Typenanordnung überzugehen, die eine effizientere Bedienung der Tastatur erlaubt hätte. Trotz durchaus vorhandener Alternativen hält gleichwohl die überwältigende Mehrheit der Nutzer von Schreibmaschinen- und Computertastaturen bis heute an QWERTY fest. Warum? Am Ende des 19. Jahrhunderts hatte die Mehrzahl der Unternehmen bereits in die Anschaffung von Schreibmaschinen mit der damals optimalen QWERTY-Tastatur investiert. Dementsprechend suchten sie auch nach Schreibkräften, die mit dieser Typenanordnung vertraut waren. Für einen Arbeitnehmer, der seine Chancen auf eine Einstellung als Maschinenschreiber optimieren wollte, lag deshalb die Entscheidung nahe, seine Fähigkeiten auf einer QWERTY-Tastatur zu trainieren. Hierdurch verringerte sich wiederum das Angebot an auf alternativen Tastaturen ausgebildeten Personen, so dass es für die Unternehmen nun auch aus arbeitsmarktpolitischen Gründen sinnvoll war, sich auf die Beschaffung von QWERTY-Schreibmaschinen zu konzentrieren. Als Konsequenz dieser sich gegenseitig verstärkenden Rückkopplungseffekte setzte sich QWERTY schrittweise als Standard des Marktes durch. Das seitherige Beharrungsvermögen von QWERTY lässt sich nur dadurch erklären, dass bis heute Unternehmen die kurzfristig anfallenden Kosten des Systemwechsels, welche die Anschaffung teurer, nicht in großen Serien gefertigter Tastaturen und die Umschulung des Personals umfassen, höher bewerten als die sich erst mittelfristig und nur eventuell ergebenden zusätzlichen Gewinne aufgrund höherer Schreibgeschwindigkeiten. Somit bestimmt bis heute ein längst überwundenes technologisches Problem des 19. Jahrhunderts die anhaltende Dominanz eines aus Effizienzgesichtspunkten unterlegenen technischen Systems.

Das Konzept der Pfadabhängigkeit kann mit Hilfe des Modells der sogenannten Polya-Urne in allgemeiner Form verdeutlicht werden.²⁹ Man stelle sich ein Gefäß vor, in dem sich eine rote und eine weiße Kugel befinden. Man zieht nun blind eine Kugel und legt dann zwei Kugeln der gezogenen Farbe zurück. Hat man eine rote Kugel gezogen, sind nunmehr zwei rote und eine weiße Kugel im Gefäß. Man zieht erneut. Die Wahrscheinlichkeit, eine rote

²⁸ Vgl. Paul A. David (1985): *Clio and the Economics of Qwerty*, in: *American Economic Review. Papers and Proceedings* 75, S. 332–337. Zur Kritik an Davids Argumenten vgl. Stan J. Liebowitz und Stephen E. Margolis (1990): *The Fable of the Keys*, in: *Journal of Law and Economics* 33, S. 1–25.

²⁹ Vgl. W. Brian Arthur (1989): *Competing Technologies, Increasing Returns, and Lock-in by Historical Events*, in: *Economic Journal* 99, S. 116–131.

Kugel zu ziehen beträgt jetzt nicht mehr 50 Prozent wie beim ersten Zug, sondern fast 67 Prozent. Zieht man nun erneut eine rote Kugel, werden sich im nächsten Losverfahren bereits drei rote und eine weiße Kugel im Gefäß befinden. Wenn man auch in einigen weiteren Wiederholungen eine rote Kugel zieht und nicht durch das nunmehr sehr unwahrscheinliche mehrmalige Herausgreifen der weißen Kugel den Prozess doch noch umkehrt, wird die Wahrscheinlichkeit, eine weiße Kugel zu ziehen, bald nahezu null betragen. Die letztendliche Dominanz der roten Kugeln hängt aber nur von den Zufällen der ersten Runden ab. Genauso gut hätte es zu einer Vorherrschaft der weißen Kugeln kommen können.

Die Analogie zur Pfadabhängigkeit ist offensichtlich. In bestimmten historischen Situationen – den ersten Runden des Urnen-Modells – besitzen wirtschaftliche Entscheidungsträger einen erheblichen Entscheidungsspielraum, so dass ihr Verhalten alleine durch die Wirtschaftstheorie nicht erklärt oder vorausgesagt werden kann. Wenn das wirtschaftliche System jedoch erst einmal einen bestimmten Entwicklungspfad eingeschlagen hat – in den späteren Runden des Urnen-Modells – unterliegt es wieder den allgemeinen Strukturen ökonomischer Theorien.

Diese Beispiele und Überlegungen zeigen, dass auch eine auf ökonomischen Theorien aufbauende Wirtschaftsgeschichtsschreibung nicht umhin kann, aktorsgesteuerte Prozesse zu berücksichtigen und somit die Komplexität und Kontingenz historischer Entwicklungen im Sinne der Geschichtswissenschaft angemessen zu berücksichtigen.

Gleichwohl werden immer wieder die folgenden drei Argumente gegen die Methoden der Neuen Wirtschaftsgeschichte angeführt:

1. Die Vorliebe der Neuen Wirtschaftsgeschichte, ihre Hypothesen durch die ökonometrische Analyse von Massendaten zu stützen, verengt die Forschungsperspektive auf Probleme mit ausreichender Datengrundlage und vernachlässigt dadurch diejenigen wirtschaftshistorischen Fragestellungen, die sich einer einfachen Quantifizierung entziehen.
2. Viele Arbeiten zur Neuen Wirtschaftsgeschichte greifen explizit auf die sogenannte kontrafaktische Analyse zurück. Um den Einfluss eines bestimmten Faktors auf einen wirtschaftlichen Prozess zu quantifizieren, wird in der Neuen Wirtschaftsgeschichte oft versucht, die Frage zu beantworten, wie der wirtschaftliche Prozess in einer Welt abgelaufen wäre, in der es diesen Faktor nicht oder in einer anderen Ausprägung gegeben hätte. Viele (Wirtschafts-) Historiker lehnen diese Vorgehensweise ab, da diese fiktive Modellwelt, die es niemals tatsächlich gegeben hat, nur auf ihre innere Logik überprüft werden kann, sich aber vollständig der Falsifikation durch historische Methoden entzieht.
3. Nach Auffassung vieler (Wirtschafts-) Historiker ist es ahistorisch, wirtschaftswissenschaftliche Konzepte, die aus der Zeit des späten 19. und des 20. Jahrhunderts stammen, auf die Erklärung der ökonomischen Entwicklung in vorindustriellen Ökonomien anzuwenden.

Auf die beiden ersten Kritikpunkte wird in den beiden nachfolgenden Abschnitten im Detail eingegangen. Diesen Abschnitt abschließend möchten wir hier noch kurz zum dritten Kritikpunkt Stellung nehmen. Wirtschaftstheoretiker und Wirtschaftshistoriker eint sicherlich die Vorstellung, dass in allen historischen Epochen die gleichen grundlegenden wirtschaftlichen Probleme der Menschheit zu lösen waren. Angesichts von allumfassender Knappheit ging es insbesondere immer um die beiden großen ökonomischen Fragen, welche Güter mit welchen Produktionsfaktoren (also Arbeit, Kapital und Boden) produziert werden sollten – das soge-

nannte Allokationsproblem der Wirtschaft – und wie die produzierten Güter auf die Gesellschaftsmitglieder verteilt werden sollten – das Distributionsproblem. In verschiedenen historischen Epochen waren die Antworten, welche die Menschen auf diese Fragen gaben unterschiedlich, und unterschiedlich waren auch die Begrifflichkeiten, mit denen Menschen die zeitinvarianten ökonomischen Probleme zu beschreiben suchten.

Dabei ist zu trennen zwischen den realen Konsequenzen des ökonomischen Verhaltens der Menschen und wie sie über ihre Motive dachten und sprachen. Für die Analyse der Konsequenzen des Verhaltens ist es völlig unerheblich, aus welcher Zeit die verwendeten Analysekonzepte stammen. Auch heute richtet praktisch kein (ökonomischer) Akteur sein (wirtschaftliches) Verhalten an irgendwelchen, ihm normalerweise unbekanntem Theorien aus. Entscheidend ist, ob die Verhaltensannahmen, die die Theorie zur Herleitung der wirtschaftlichen Folgen verwendet, auch im konkreten historischen Fall als relevant angenommen werden können. Dass sich etwa mittelalterliche Handwerker im Wirtschaftsprozess eigennützig und (beschränkt) rational verhielten, dürfte keine besonders heroische Annahme sein. Man kann den Unterschied zwischen der Analyse der Funktionsweise eines Wirtschaftssystems und seiner zeitgenössischen Deutung anhand eines Beispiels aus der Astrophysik verdeutlichen: Die Bewegung der Planeten des Sonnensystems hätte sich auch dann schon von den Newtonschen Gesetzen der Gravitation beschreiben lassen, als die Menschen noch glaubten, die Sonne würde von einem Pferdewagen auf einer Bogenbahn über die scheibenförmige Erde gezogen.

Selbstverständlich kann es auch wichtig sein, zu analysieren wie die Menschen über wirtschaftliches Verhalten dachten und sprachen. Es bleibt in jedem Falle unabdingbar, sich als Wirtschaftshistoriker in den Wissensstand und das kulturelle Umfeld historischer Akteure einzufühlen. Überdies gilt es bei der Auswahl der zu verwendenden ökonomischen Theorie das historisch gewachsene institutionelle Umfeld ernst zu nehmen. So ist es beispielsweise wenig sinnvoll, das Wirtschaftssystem des durch Monopole und Privilegien gekennzeichneten Merkantilismus mit Hilfe eines Modells zu analysieren, das vollständige Konkurrenz einer Vielzahl von Unternehmen unterstellt.

1.2 Chancen, Risiken und Grenzen quantitativer Methoden

Die Kritik vieler skeptischer (Wirtschafts-) Historiker ist vollkommen zutreffend: Cliometrisch orientierte Wirtschaftshistoriker haben in der Tat eine Vorliebe, wirtschaftshistorische Probleme mit Hilfe von Massendaten zu analysieren. So weist der typische cliometrische Artikel eine fast schon klassische Dreiteilung auf. Im ersten Hauptabschnitt „Das Modell“ wird zur Analyse eines bestimmten wirtschaftshistorischen Problems ein wirtschaftswissenschaftliches Modell formuliert, auf dessen Grundlage empirisch testbare Hypothesen über die ökonomischen Strukturen des historischen Untersuchungsgegenstands abgeleitet werden. Im zweiten Hauptabschnitt „Die Daten“ werden die Quellen, die Erhebungsmethoden und die Eigenschaften der verwendeten Massendaten erläutert. Der dritte Hauptabschnitt „Ökonomische Analyse“ widmet sich dann der Verknüpfung der beiden vorangegangenen Abschnitte: Die im ersten Abschnitt entwickelten Hypothesen werden mit Hilfe der im zweiten Abschnitt gesammelten Daten durch statistische Verfahren getestet, gegebenenfalls falsifiziert oder vorläufig akzeptiert.

Die dieser Vorgehensweise zugrunde liegende Präferenz für die Analyse quantitativer Masendaten wird im Wesentlichen durch zwei Argumente gerechtfertigt. Erstens zeigen die „nackten Zahlen“ eher das, was wirklich gewesen ist, und nicht, wie die überlieferten Einschätzungen der Zeitgenossen primär das, was man glaubte oder was hätte sein sollen – wobei die Perzeption für das Verständnis zeitgenössischer Handlungen wichtiger sein kann als die Tatsache selbst. Ob die Tatsachen oder deren zeitgenössische Perzeption interessieren, hängt ganz von der Fragestellung ab. Zweitens erlaubt nur die Verwendung von Masendaten, bei der statistischen Untersuchung des Zusammenhangs zwischen zwei Variablen den Einfluss weiterer Faktoren zu kontrollieren. Beide Aussagen werden auch in den folgenden Kapiteln dieses Lehrbuchs diskutiert und belegt, sollen aber bereits hier jeweils anhand eines Beispiels aus der Wirtschaftsgeschichte der Vereinigten Staaten verdeutlicht werden.

Im Jahr 1974 veröffentlichten Robert W. Fogel und Stanley L. Engerman das Buch *„Time on the Cross: The Economics of American Negro Slavery“*, das die traditionellen Vorstellungen über die wirtschaftliche Funktionsweise der Sklaverei in den Südstaaten grundsätzlich in Frage stellte und als eines der wichtigsten cliometrischen Werke in die Wissenschaftsgeschichte eingehen sollte.³⁰ Fogel und Engerman waren nicht nur wie die bereits erwähnten Conrad und Meyer der Auffassung, dass die Sklaverei auf den südlichen Plantagen der USA ökonomisch profitabel war, sie behaupteten darüber hinaus, dass sie leistungsstärker war als die freie und bäuerliche Landwirtschaft in Amerikas Norden. Diese These stand (und steht) im völligen Gegensatz zur auch in den Wirtschaftswissenschaften vorherrschenden Grundüberzeugung, dass freie Arbeiter produktiver als Zwangsarbeiter seien, weil letztere zumindest passiven Widerstand gegen die ökonomische Unterdrückung leisten würden. Fogel und Engerman akzeptierten diese auch durch zeitgenössische Bewertungen bestätigte Auffassung nicht, sondern betrachteten stattdessen die „nackten Zahlen“. Auf Grundlage von Daten aus der Volkszählung von 1860 stellten sie fest, dass die Landwirtschaft des Südens, verglichen mit der des Nordens (jeweils 100 Prozent), 7 Prozent weniger Arbeit – korrigiert um die Unterschiede in Alters- und Geschlechterverteilung –, 49 Prozent weniger Land – korrigiert nach Qualität – und 47 Prozent weniger Kapital einsetzte, aber 3 Prozent mehr Ertrag erwirtschaftete. Hieraus folgte unter Verwendung eines bestimmten ökonomischen Modells (das wir in Kap. 6.2.2 erklären), dass die Landwirtschaft des Südens um 41 Prozent produktiver war als die des Nordens. Mit anderen Worten: Der Süden hätte im Jahr 1860 41 Prozent mehr Output erzeugt als der Norden, wenn er über dessen Ausstattung mit den Produktionsfaktoren Arbeit, Boden und Kapital verfügt hätte. Dieses Ergebnis war vor allem deshalb überraschend, weil sich diese höhere Effizienz nur für die Sklavenplantagen, besonders die großen, errechnete. Die freien südlichen Farmer waren kaum produktiver als ihre nördlichen Standesgenossen.

Die Berechnungen von Fogel und Engerman wurden heftig kritisiert. Insbesondere wurde den beiden Autoren vorgeworfen, dass ihre Art und Weise des Produktivitätsvergleichs, der auf Erlösen und nicht auf physischen Produktionsmengen beruhte, nicht zulässig sei. Letztendlich ist aber davon auszugehen, dass die großen Sklavenplantagen tatsächlich vergleichsweise effizient produzierten, was Fogel und Engerman auf deren besondere „industrielle“ Arbeitsorganisation zurückführten. Auf von Familien betriebenen Farmen musste jeder

³⁰ Robert William Fogel (1926-2013) erhielt im Jahr 1993 den Nobelpreis für Wirtschaftswissenschaften für die Erneuerung wirtschaftshistorischer Forschung durch die Verwendung ökonomischer Theorie und quantitativer Methoden.

Landwirt eine Vielzahl verschiedener Tätigkeiten verrichten und konnte dabei sein Arbeitstempo unabhängig von anderen Arbeitskräften gestalten. Auf den Sklavenplantagen wurde hingegen jeder Arbeitskraft eine bestimmte (saisonabhängige) Tätigkeit zugeteilt. Bereits die daraus resultierende Spezialisierung führte zu einer Erhöhung der Arbeitsproduktivität. Hinzu kam die Intensivierung der Arbeit im Rahmen von Arbeitsgruppen („Gangs“), innerhalb derer die jeweiligen Tätigkeiten der spezialisierten Sklaven wie an einem Fließband eng miteinander verknüpft waren. Die Arbeitsgeschwindigkeit etwa der Pflanzerguppe wurde durch zwei Maßnahmen hochgehalten: Erstens wurden die kräftigsten und fähigsten Sklaven als Pflüger eingeteilt, da diese als Spitze der Prozession das allgemeine Tempo vorgaben und die nachfolgenden Arbeiter zwingen mitzuhalteten. Zweitens wurden Aufseher eingeteilt, die die langsamen Arbeiter zu höherer Geschwindigkeit antrieben. Der eigentliche Vorteil der Sklaverei bestand nach diesen Überlegungen nicht darin, dass man Sklaven zur unentgeltlichen Arbeit zwingen konnte – im Gegenzug musste man sie ja mit Lebensmitteln, Kleidung und Unterkunft versorgen – sondern dass man sie ohne hinreichende Kompensation in Form erhöhter Geld- oder Naturallöhne zur unattraktiven, aber effizienten Gruppenarbeit zwingen konnte.

Fogel und Engerman lieferten somit unter Rückgriff auf relativ einfache ökonomische Konzepte den Beleg für die Produktivität der großen Sklavenplantagen und ihre Ursache. Damit rechtfertigten sie mitnichten das Sklavenarbeitssystem, sondern arbeiteten vielmehr im Detail heraus, weshalb es im Sinne der großen Plantagenbesitzer funktionierte und weshalb diese gegen alle moralische Kritik solange daran festhielten – und weshalb es eines Bürgerkriegs bedurfte, um dieses unmenschliche System zu beenden. Von alleine wäre es nicht verschwunden.

Fogel und Engermans große wissenschaftliche Leistung ist bei aller nachfolgenden Kritik an den Details ihrer Untersuchung in erster Linie in dem Umstand zu sehen, dass sie die dominierende wissenschaftliche Einschätzung über die ökonomischen Strukturen der Sklaverei in den Südstaaten nicht akzeptierten, sondern stattdessen die Frage stellten, die dank ihres Vorbilds zu einer zentralen Leitlinie der Neuen Wirtschaftsgeschichte werden sollte: „Lässt sich die vorherrschende (wirtschafts-) historische Lehrmeinung empirisch bestätigen oder nicht?“

Auch mehr als 140 Jahre nach der Abschaffung der Sklaverei in den USA schneidet die schwarze Bevölkerung in Bildungstests signifikant schlechter ab als die Gruppe der Weißen. Dieser Befund lässt sich einerseits als Beleg des schlechteren Zugangs der Schwarzen zu Bildung interpretieren. Andererseits deuten Anhänger von Rassenlehren die einfache Formel „Schwarze Hautfarbe gleich relativ schlechter durchschnittlicher Bildungserfolg“ als wissenschaftlichen Beleg für die angeblich unterdurchschnittlichen kognitiven Fähigkeiten von Schwarzen. Der an der Universität von Chicago lehrende Ökonom Steven D. Levitt, der durch sein vehementes (und öffentlichkeitswirksames) Eintreten für eine auf Fakten basierende empirische Wirtschaftsforschung einen ganz ähnlichen wissenschaftstheoretischen Ansatz wie die Neuen Wirtschaftshistoriker vertritt, erläutert in seinem Buch „Freakonomics“ wie durch eine einfache multivariate Analyse von Massendaten diese beiden Thesen getestet werden können.³¹ Der Bildungserfolg eines Schülers dürfte von einer ganzen Reihe sozio-ökonomischer Einflussgrößen wie zum Beispiel Einkommen und Bildungsstand der Eltern oder das Alter der Mutter bei der Geburt mitbestimmt werden – vielleicht aber auch durch die Gene. Das forschungspraktische Problem besteht in der Quantifizierung des Ein-

³¹ Vgl. Steven D. Levitt und Stephen J. Dubner (2006): *Freakonomics*, London u.a., S. 163–165.

flusses dieser verschiedenen Faktoren. Wenn man einen einzelnen schlechten schwarzen Schüler mit alleinerziehender Teenagermutter und einen einzelnen guten weißen Schüler mit Eltern, die als Professoren in Harvard ihren Unterhalt verdienen, vergleicht, kann man zwar einige plausible Einschätzungen zu den Ursachen dieses Leistungsunterschieds formulieren, aber man ist nicht dazu in der Lage, die jeweilige relative Bedeutung der verschiedenen denkbaren Ursachen zu ermitteln. Hingegen erlaubt die multivariate ökonomische Analyse von sozio-ökonomischen Daten vieler schwarzer und vieler weißer Schüler „für“ die einzelnen Einflussgrößen zu kontrollieren (wie man in der induktiven Statistik formuliert). Man kann sich nun fragen, wie ein schwarzer und ein weißer Schüler im Vergleich abschneiden würden, wenn ihre sozio-ökonomischen Rahmenbedingungen genau gleich wären, beide also entweder Kinder von Harvard-Professoren oder aber der alleinerziehenden Mutter wären. Die tatsächlich durchgeführten ökonomischen Untersuchungen zeigen, dass schwarze und weiße Kinder bei gleichen sozio-ökonomischen Rahmenbedingungen auch ungefähr das gleiche Bildungsniveau besitzen – für angebliche genetische Unterschiede in Hinsicht auf die Intelligenz oder Leistungsfähigkeit von Schwarzen und Weißen bleibt kein Raum mehr. Schwarze Kinder haben also im Durchschnitt schlechtere Noten, nicht weil sie schwarz sind, sondern weil sie weitaus öfter als ihre weißen Altersgenossen aus armen Familien mit niedrigem Bildungshintergrund kommen.

Dieses Beispiel verweist auf eine zentrale Problematik wirtschaftshistorischer Forschung, die sich ja oft mit sehr ähnlich gelagerten Fragen nach den Ursachen des Erfolgs einer Volkswirtschaft, eines Unternehmens oder eines einzelnen wirtschaftenden Menschen auseinandersetzt. Warum hat sich England als erstes Land industrialisiert? Warum dominieren europäische Staaten und ihre „Ableger“ in Nordamerika und Australien die Weltwirtschaft? Warum überholten die deutschen Chemieunternehmen ihre britische Konkurrenz im späten 19. Jahrhundert? Was erklärt den unternehmerischen Erfolg der Familie Krupp? Alle diese Fragen können durch die isolierte Betrachtung eines einzelnen Fallbeispiels prinzipiell nicht beantwortet werden. Zur Beantwortung solcher Fragen sind Vergleiche unabdingbar. Der Übergang von der vergleichenden Betrachtung mehrerer Volkswirtschaften, mehrerer Unternehmen und mehrerer Einzelpersonen hin zur multivariaten (statistischen) Analyse vieler Volkswirtschaften, vieler Unternehmen und vieler Individuen ist kein Wechsel zu einem vollständig neuen Forschungsansatz, sondern letztendlich nur eine Verfeinerung der vergleichenden Methode.

Ganz so einfach ist es allerdings nicht. Erstens bedarf es zur Durchführung der multivariaten Analyse einiger Statistikkennnisse, die im wirtschafts-, nicht aber im geisteswissenschaftlichen Studium vermittelt werden und nicht im Handumdrehen nachgeholt werden können. Das didaktisch sehr gut aufgemachte Statistiklehrbuch für Historiker von Charles H. Feinstein und Mark Thomas vermittelt anhand ausführlich beschriebener wirtschafts- und sozialhistorischer Beispiele einen Eindruck vom Potential und den Anforderungen der multivariaten Analyse auf Grundlage von Massendaten.³² Zweitens sollten Massendaten, wenn möglich, als Ergänzung und nicht als vollständiger Ersatz für andere historische Quellen verwendet und ihrerseits einer kritischen Quellenanalyse unterzogen werden. Wirtschaftshistoriker sollten ihren Massendaten nicht blindlings vertrauen; Quellenkritik ist auch hier unabdingbar. Wie wir in späteren Kapiteln ausführlich zeigen werden, können verfügbare Massendaten mit

³² Vgl. Charles H. Feinstein und Mark Thomas (2002): *Making History Count: A Primer in Quantitative Methods for Historians*, Cambridge.

unzulänglichen Mess- und Schätzmethoden ermittelt oder bereits von den Zeitgenossen bewusst manipuliert worden sein. Drittens kann nicht jedes wirtschaftshistorische Problem mit Hilfe von Massendaten beantwortet werden – entweder, weil diese nicht vorliegen, oder, weil sich die Komplexität des Problems einer einfachen quantitativen Analyse entzieht. Tatsächlich beruht die Neigung vieler cliometrisch orientierter Wirtschaftshistoriker, sich mit wirtschaftshistorischen Problemen von Kapitalmärkten und Außenhandelsbeziehungen zu beschäftigen wohl nicht zuletzt auf der Tatsache, dass für diese Wirtschaftsbereiche vergleichsweise frühe und ausführliche Datenmengen zur Verfügung stehen.

Die Standardquelle für quantitative Massendaten zur deutschen Wirtschaftsgeschichte ist dabei häufig immer noch das 1965 von Walther G. Hoffmann und seinen Mitarbeitern herausgegebene Kompendium „Das Wachstum der deutschen Wirtschaft seit der Mitte des 19. Jahrhunderts“.³³ Ziel dieses Werks war eine Schätzung des deutschen Wirtschaftswachstums seit 1850, für die Hoffmann sich der drei Wege der Sozialproduktberechnung bediente, der Entstehungs-, Verteilungs- und Verwendungsrechnung. Dafür benötigte er eine Vielzahl von Hilfsdaten, so etwa Bevölkerung, Beschäftigung, Arbeitszeit, Kapitalstock usw. Auch wenn ein Teil seiner Zeitreihen heute überholt ist,³⁴ so sind „Hoffmanns Erzählungen“, wie sie spöttisch-anerkendend genannt werden, doch für viele Fragestellungen der erste Anlaufpunkt. Weitere, zum Teil auch schon recht betagte Quellen sind Datensammlungen des Statistischen Bundesamts und der Deutschen Bundesbank.³⁵

Doch auch für das 19. Jahrhundert und zuweilen noch für das späte 18. Jahrhundert liegen erstaunlich viele und vielfältige Daten in publizierter Form vor. Spätestens der Beitritt zum 1833 gegründeten Zollverein zwang die angeschlossenen Staaten zur regelmäßigen Durchführung von Volkszählungen (da die Zolleinnahmen auf Pro-Kopf-Basis an die Mitgliedsländer verteilt wurden), zu denen sich bald Vieh- und Gewerbezahlungen gesellten.³⁶ Für weiter zurück liegende Zeiträume ist man meist auf archivalische Unterlagen angewiesen.³⁷ Viele mit Massendaten arbeitende Historiker haben die von ihnen erhobenen und aufbereiteten

³³ Walther G. Hoffmann u.a. (1965): *Das Wachstum der deutschen Wirtschaft seit der Mitte des 19. Jahrhunderts*, Berlin u.a.

³⁴ Vgl. Rainer Fremdling (1995): German National Accounts for the 19th and Early 20th Century, in: *Scandinavian Economic History Review* 43, S. 77–100; Albrecht Ritschl und Mark Spoerer (1997): Das Bruttosozialprodukt in Deutschland nach den amtlichen Volkseinkommens- und Sozialproduktsstatistiken 1901–1995, in: *Jahrbuch für Wirtschaftsgeschichte*, H. 2, S. 27–54; Albrecht Ritschl (2004): Spurious Growth in German Output Data 1913–1938, in: *European Review of Economic History* 8, S. 201–223; Carsten Burhop und Guntram Wolff (2005): A Compromise Estimate of the Net National Product and its Implications for Growth and the Business Cycle in Germany, 1851–1913, in: *Journal of Economic History* 65, S. 613–657; Jean-Pierre Dormois (2008): Revoir „Les comptes d’Hoffmann“: La question de l’ampleur de l’essor industriel dans l’Allemagne Wilhelmiennne, in: *Revue d’Allemagne et des Pays de langue allemande* 40, S. 43–73.

³⁵ Vgl. Statistisches Bundesamt (1972): *Bevölkerung und Wirtschaft 1872–1972*, Stuttgart u.a.; Deutsche Bundesbank (1976): *Deutsches Geld- und Bankwesen in Zahlen 1876–1975*, Frankfurt a.M.; dies. (1997): *50 Jahre Deutsche Mark. Monetäre Statistiken 1948–1997*, München.

³⁶ Ein sehr nützlicher Überblick findet sich in Toni Pierenkemper (1994): *Gewerbe und Industrie im 19. und 20. Jahrhundert*, München, S. 114–120.

³⁷ Zuweilen sind diese ediert, vgl. als Klassiker: Moritz J. Elsas (1936, 1940, 1949): *Umriss einer Geschichte der Preise und Löhne in Deutschland*, 3 Bände, Leiden; und ferner Hans-Jürgen Gerhard und Karl Heinrich Kaufhold (Hg.) (1990): *Preise im vor- und frühindustriellen Deutschland. Grundnahrungsmittel*, Göttingen.

Daten mittlerweile dem bei der GESIS in Köln ansässigen Histat-Projekt zur Verfügung gestellt.³⁸ Bei der GESIS werden systematisch historische Zeitreihen gesammelt, aufbereitet und veröffentlicht.

Wie die in den genannten Publikationen vorgefundenen oder selbst erschlossenen Daten aufbereitet und statistisch analysiert werden, hängt naturgemäß von der Fragestellung ab. Oft bewirkt schon die Gegenüberstellung von Mittelwerten und Streuungsmaßen einen erheblichen Erkenntnisfortschritt. Vielfach bedarf es jedoch ausgefeilter statistischer Methoden. Von einem Querschnittsdatensatz spricht man, wenn die Beobachtungen für mehrere Beobachtungseinheiten zu einem gegebenen Zeitpunkt vorliegen, also etwa die jahresdurchschnittlichen Weizenmehlpreise in 120 preußischen Städten im Jahre 1874 betrachtet werden. Eine Zeitreihe wären die jährlichen Weizenmehlpreise in Königsberg von 1815 bis 1914 und ein Panel die Kombination von Querschnitts- und Zeitreihendaten, also etwa die Weizenmehlpreise von 1815 bis 1914 in 120 preußischen Städten, immerhin schon ein Datensatz mit $(120 \cdot 100 =) 12.000$ Beobachtungen.

Für regressionsanalytische Ansätze ist es wichtig, erklärende und zu erklärende Variable zu unterscheiden. In einer Untersuchung des demographischen Verhaltens etwa könnte die Anzahl der Kinder pro Familie zu einem bestimmten Zeitpunkt die zu erklärende (abhängige) Variable und könnten Alter des Vaters und der Mutter, Religionszugehörigkeit, Haushaltseinkommen usw. erklärende (unabhängige) Variablen sein. Im Idealfall sind alle erklärenden Variablen exogen, d.h. sie werden nicht von der zu erklärenden Variable beeinflusst. Gleichwohl könnte es im Beispiel denkbar sein, dass die Kausalrichtung auch den umgekehrten Weg gehen kann: das Haushaltseinkommen kann seinerseits von der Anzahl der Kinder beeinflusst sein, wenn sich unter diesen schon einige befinden, die bereits selbst ein kleines Einkommen erarbeiten. In diesem Fall spricht man von einem Endogenitätsproblem (dem man mit entsprechenden Methoden beikommen kann).

Abschließend sei darauf hingewiesen, dass sich die Vorliebe der Neuen Wirtschaftshistoriker für „nackte Zahlen“ nicht nur in der Nutzung bereits vorhandener Datensätze äußert, sondern auch eine zumindest uns faszinierende Kreativität in der Suche nach neuen, bisher unerschlossenen Datenquellen entfacht, von der die Geschichtswissenschaft als Ganzes zu profitieren vermag. Dies sei kurz an drei Beispielen verdeutlicht.

Ann Kussmaul benötigte für ihre Studie über die Entwicklung der englischen Landwirtschaft in der Frühen Neuzeit Informationen darüber, ob in den betrachteten ländlichen Pfarrbezirken die Getreideproduktion oder die Viehwirtschaft vorherrschte. Da unmittelbare Daten hierzu nicht vorlagen, nutzte Kussmaul stattdessen die vorhandenen demographischen Informationen über das Heiratsverhalten zu einem indirekten Schluss auf die vorherrschende Form der Landbewirtschaftung. Unter der Annahme, dass in der betrachteten historischen Periode die fürs Heiraten bevorzugte Jahreszeit durch den Schwerpunkt der landwirtschaftlichen Aktivitäten bestimmt wurde, klassifizierte sie Pfarrbezirke, in denen vorwiegend im Herbst, also nach der eingebrachten Ernte geheiratet wurde, als von der Getreideproduktion

³⁸ <http://www.gesis.org/histat/>, Zugriff am 18.2.2013. Bei der GESIS ist ein historisch-statistisches Kompendium für die deutsche Geschichte seit dem 19. Jahrhundert in Vorbereitung, das 2014 erscheinen soll.

dominiert, und Pfarrbezirke, in denen häufig im Frühjahr, also nach der Geburt der Lämmer und Kälber, geheiratet wurde, als primär die Viehwirtschaft verfolgend.³⁹

Hans-Joachim Voth schätzte die nicht dokumentierte individuelle Arbeitszeit der englischen Erwerbstätigen im 18. Jahrhundert auf Grundlage von Prozessakten, in denen in Verhörprotokollen für die Zeugen von Verbrechen explizit angegeben ist, welchen Beruf sie ausübten und welcher konkreten Aktivität sie zum Tatzeitpunkt nachgingen. Auf Grundlage der Informationen darüber, ob sich die Tatzeugen zum Tatzeitpunkt bei der Arbeit oder auf dem Weg von oder zur Arbeitsstätte befanden oder aber sich einer Freizeitaktivität widmeten, war es Voth möglich, den Beginn und das Ende der Arbeitszeit verschiedener Berufsgruppen zu rekonstruieren.⁴⁰

Brian A'Hearn, Jörg Baten und Dorothee Crayen gingen der Frage nach, wann sich die Bildung der breiten Massen zu verbessern begann. Erhebungen über den Alphabetisierungsgrad gehen jedoch selten vor das Jahr 1800 zurück. Eine denkbare Alternative zur Erhebung der Schreibfähigkeit in vorindustrieller Zeit sind Unterschriftenlisten, bei denen die Unterschreibenden entweder mit ihrem Namen oder nur einem X unterschrieben. Doch vielleicht unterschrieb für einen Analphabeten auch einfach nur sein schreibkundiger Nachbar? A'Hearn, Baten und Crayen nutzten daher einen anderen Ansatz zur Messung von elementarer Bildung. Fragt man Menschen in einfachen Gesellschaften mit geringer Rechenfähigkeit nach ihrem Alter, so nennen sie in Unkenntnis der genauen Größe häufig eine durch 5 oder 10 teilbare Zahl. Entsprechende Listen weisen daher statt der zu erwartenden annähernden Gleichverteilung der Endziffern 0 bis 9 auffällige Sprünge bei den Endziffern 0 und 5 auf (*Age-heaping*). Je höher diese Ungleichverteilung der Endziffern, so deshalb die Hypothese, desto geringer der allgemeine Bildungsstand einer Population. Für Populationen und Zeiträume, in denen sowohl Daten zum *Age-heaping* als auch Alphabetisierungsraten vorhanden sind, lässt sich eine hohe Korrelation beider Größen feststellen. A'Hearn, Baten und Crayen zeigen anhand von *Age-heaping*-Daten, dass in bestimmten Regionen Europas (Niederlande, Norditalien, Deutschland) die Rechenfähigkeiten (oder allgemeiner: der Bildungsstand) breiter Bevölkerungsschichten bereits im Spätmittelalter und in der Frühen Neuzeit und damit viel früher zu steigen begann als etwa in verhältnismäßig rückständigen Regionen, insbesondere im Osten Europas.⁴¹

1.3 Die Bedeutung kontrafaktischer Analysen für die (Wirtschafts-) Geschichte

Immer dann, wenn (Wirtschafts-) Historiker sich nicht vollständig auf die reine Beschreibung der vorgefundenen historischen Artefakte beschränken, sondern den Einfluss einer bestimmten historischen Person, Gruppe oder Rahmenbedingung zu bewerten suchen, unternehmen sie insoweit eine kontrafaktische Analyse, als sie sich zumindest implizit fragen müssen, welchen Gang die Geschichte ohne diese historische Person, Gruppe oder Rahmen-

³⁹ Vgl. Ann Kussmaul (1990): *A General View of the Rural Economy in England 1538–1840*, Cambridge.

⁴⁰ Vgl. Hans-Joachim Voth (2000): *Time and Work in England 1750–1830*, Oxford.

⁴¹ Vgl. Brian A'Hearn, Jörg Baten und Dorothee Crayen (2009): Quantifying Quantitative Literacy: Age Heaping and the History of Human Capital, in: *Journal of Economic History* 69, S. 783–808.

bedingung genommen hätte. Wirtschaftshistoriker sind daher bestrebt, den Vergleich zwischen der tatsächlichen historischen Situation und einer fiktiven Referenzsituation explizit darzulegen und dadurch ihre eigenen Aussagen einfacher widerlegbar zu machen.

Die Vorgehensweise der kontrafaktischen Analyse kann wiederum anhand eines berühmten Buchs von Robert W. Fogel verdeutlicht werden. In seiner im Jahr 1964 erschienenen Studie „*Railroads and American Economic Growth: Essays in Econometric History*“ stellte Fogel – ähnlich wie in seinen späteren Arbeiten über die Sklaverei – eine bis dahin vorherrschende wirtschaftshistorische Auffassung in Frage und versuchte den Nachweis zu führen, dass die Innovation der Eisenbahn keine unverzichtbare Voraussetzung für das amerikanische Wirtschaftswachstum in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts war. Zur Analyse der Wachstumswirkungen der Eisenbahn entwickelte Fogel das Modell eines alternativen und hypothetischen Amerikas, in dem es keine Eisenbahn, dafür aber ein besser ausgebautes Kanalsystem und mehr befestigte Straßen gegeben hätte, und ging damit weit über das hinaus, was viele Historiker für wissenschaftlich zulässig hielten.

Fogel argumentierte, dass allein aus der Tatsache, dass die Eisenbahnen in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts den amerikanischen Transportmarkt dominierten, keineswegs geschlossen werden dürfe, dass diese wesentlich effizienter als die anderen potentiell verfügbaren Transportmittel waren, da bereits ein geringfügiger Unterschied in den Frachtkosten einen Verdrängungsprozess weg von der Wasser- und Landstraße hin zur Schiene ausgelöst hätte, was aber in diesem Fall nicht mit einer wesentlichen volkswirtschaftlichen Ersparnis von Transportkosten verbunden gewesen wäre. Mit anderen Worten: Fogel hielt es für möglich, dass die von der Eisenbahn geleisteten Transporte zu vergleichbaren Kosten gegebenenfalls auch von Schiffen auf Flüssen, Seen und Kanälen oder gar von einer vorgezogenen Expansion des auf dem Verbrennungsmotor beruhenden Straßenverkehrs hätte geleistet werden können, so dass das Wachstum der amerikanischen Wirtschaft durch den Wegfall der angeblich unverzichtbaren Innovation Eisenbahn nicht wesentlich beeinträchtigt worden wäre.

Ausgangspunkt seiner zur Überprüfung dieser Vermutung konstruierten kontrafaktischen Modellwelt ohne Eisenbahn war die Beobachtung, dass die Staaten des mittleren Westens zu einer Zeit besiedelt wurden, als die Eisenbahn bereits ihre technische Überlegenheit gegenüber Kanälen unter Beweise gestellt hatte, so dass anders als weiter östlich in diesem amerikanischen Landesteil keine Kanäle mehr gebaut wurden. Das heißt nach Fogels Auffassung aber nicht, dass der Kanalbau in dieser Gegend nicht technologisch möglich und ökonomisch sinnvoll gewesen wäre, wenn es keine Eisenbahn gegeben hätte. Vielmehr wäre es, so Fogel, mit einer nur geringfügigen Erweiterung des Kanalnetzes möglich gewesen, einen Großteil des produktiven Ackerlandes in dieser Region auch ohne Eisenbahn an die Märkte an der Ostküste und damit in Übersee anzubinden. Zum Beweis dieser These präsentierte Fogel in seinem Buch einen bis ins Detail ausgearbeiteten Plan für 37 Kanäle mit einer Gesamtlänge von 5.022 Meilen und geschätzten Baukosten von 161 Millionen Dollar, die niemals gebaut wurden. Zur Darlegung der technologischen Zulässigkeit dieser Kanalprojekte untersuchte Fogel sogar ausführlich deren Höhenprofil und die Wasserverfügbarkeit, mit dem Ergebnis, dass die relativ flachen Präriestaaten ein weniger schwieriges Terrain als die östlichen Staaten, in denen tatsächlich Kanäle gebaut wurden, und ausreichend Wasser für seine Kanalprojekte besaßen. Durch den Vergleich seiner Modellwelt und der wirtschaftlichen Entwicklung im historischen Amerika kam Fogel schließlich zu dem Ergebnis, dass die sozialen Ersparnisse der Eisenbahn im gesamten inneramerikanischen Handel nicht mehr als etwa 5 Prozent des Bruttonationaleinkommens betragen haben können. Dies rechtfertige, so Fogel, nicht die

Vorstellung, dass die Eisenbahn unverzichtbar gewesen wäre. Trotz aller nachfolgenden Detailkritik an der Untersuchungsmethode, ähnlich vehement wie später im Falle seiner Arbeit über die Sklaverei, erreichte es Fogel tatsächlich, dass die Bedeutung der Eisenbahn für die amerikanische Industrialisierung in der allgemeinen Wirtschaftsgeschichtsschreibung erheblich relativiert wurde.

Das grundsätzliche Problem der kontrafaktischen Analyse liegt auf der Hand. Eine von einem Wissenschaftler konstruierte Modellwelt kann zwar auf ihre innere Konsistenz überprüft werden, entzieht sich aber jeglicher Falsifikation durch historische Methoden. Dieser Einwand wiegt umso schwerer, als natürlich nicht nur eine einzige Modellwelt, sondern unendlich viele Alternativen zur historischen Realität konstruiert werden können. Fogel hätte den Verlauf seiner hypothetischen Kanäle ändern, die Ausbreitung des Lkw-Transports zeitlich vorziehen oder die Wirtschaftsstruktur des mittleren Westens grundlegend ändern können. Der einzige Maßstab für eine kontrafaktische Modellwelt bleibt daher ihre historische Plausibilität in den Augen des Betrachters. Dabei sind die einfache Negation eines bestimmten historischen Ereignisses wie der Erfindung der Eisenbahn sowie die gedankliche Fortentwicklung bereits vorhandener Strukturen wie die Ausbreitung der Kanäle vom amerikanischen Osten in den Mittleren Westen sicherlich plausiblere Alternativen zur historischen Realität als der Rückgriff auf etwas historisch Ungeschehenes wie die verfrühte Entwicklung des Straßentransports mit Hilfe von Lastkraftwagen.⁴² Um dem Betrachter die Beurteilung der Plausibilität aber überhaupt erst zu ermöglichen, ist es notwendig, wie Fogel es auf vorbildliche Weise tat, die Annahmen über die gewählte Modellwelt explizit offen zu legen.

Vorläufigkeit von Theorien

In den Sozialwissenschaften und auch in der Geschichtswissenschaft lassen sich Theorien, also begründbare Kausalaussagen, nicht endgültig bestätigen. Insbesondere der Erkenntnis- und Wissenschaftsphilosoph Karl R. Popper hat argumentiert, dass sich eine Theorie allenfalls vorläufig bewähren kann, niemals aber beweisen lässt. Eine theoretische Aussage muss in sich widerspruchsfrei und so formuliert sein, dass sie grundsätzlich widerlegbar (falsifizierbar) ist, zum Beispiel durch ihr entgegen stehende empirische Beobachtungen. Alle Verfahren der induktiven Statistik, etwa die Regressionsanalyse, basieren auf diesem Prinzip.⁴³

Es kann nicht stark genug betont werden, dass dieses Vorgehen lediglich die explizite Variante eines Vergleichs ist, den Historiker bei der Bewertung eines historischen Vorgangs immer ziehen.⁴⁴ Jede historische Kausalaussage beruht zwingend auf der Unterstellung eines Kontrafaktums. Die Aussage „Ohne Versailles kein Hitler“ etwa unterstellt einen denkbaren Verlauf der europäischen Geschichte, in dem es keine nationalsozialistische Machtübernahme gegeben hätte, wenn nicht vorher Deutschland der Versailler Vertrag aufgezwungen worden wäre. Jede Interpretation, jede Bewertung eines historischen Vorgangs, beruht letztendlich immer auf einem Vergleich mit einer hypothetischen Referenzsituation. Wir plädieren daher

⁴² Vgl. hierzu Alexander Demandt (2005): *Ungeschehene Geschichte. Ein Traktat über die Frage: Was wäre gewesen, wenn ...?* 4. Aufl., Göttingen, S. 62f.

⁴³ Vgl. Karl R. Popper (1989): *Logik der Forschung*, 9. Aufl., Tübingen, S. 18; vgl. auch Lorenz (1997), S. 141.

⁴⁴ Ebd., S. 231–284.